

Ehrbar ist, wer wehrbar ist

GENF, im April Die sechzehnjährige Francesca wurde an der Haltestelle Hönningerberg in Zürich erschossen, es geschah an einem Freitagabend Ende vergangenen Jahres kurz nach 22 Uhr. Die angehende Coiffeuse wartete zusammen mit ihrem Freund auf den Bus der Linie 80. Das Paar war auf dem Weg zu Francescas Vater, der seinen Geburtstag feierte. Der Schuss kam aus einem Sturmgewehr, von denen es in der Schweiz Hunderttausende gibt. Die Polizei ging zunächst von einem Eifersuchtsdrama aus und untersuchte das Leben und das Umfeld der Sechzehnjährigen. Zeugen führten sie nach wenigen Tagen auf die richtige Spur. In der Nähe der Haltestelle war ein junger Mann in Tarnjacke und mit einem Gewehr gesehen worden. Er wurde schnell gefasst: Ein Schweizer, einundzwanzig Jahre alt, chilenischer Herkunft, Luis W. mit Namen. Zu seinem Opfer hatte er keinerlei Beziehung.

Wenige Stunden vor dem tödlichen Schuss war der Rekrut von der Armee ins freie Wochenende entlassen worden. Warum er schoss, wird wohl auch der Prozess nicht nachvollziehbar machen, es war ein Verbrechen ohne Motiv. Hätte der angehende Soldat das Gewehr nicht mit nach Hause nehmen dürfen, würde Francesca P. heute noch leben.

Dieses Unglück war kein Einzelfall: In Rüti hatte ein Rekrut mit seinem Sturmgewehr das gegenüberliegende Haus unter Beschuss genommen, er drückte 41 Mal ab. Eine Frau, die am Computer saß, wurde lebensgefährlich, eine andere mittelschwer verletzt. Der zwanzigjährige Schweizer gab an, er wolle ins Gefängnis.

Fall Nummer drei: Nicht mit dem Sturmgewehr, sondern mit seiner Offizierspistole schoss Gerold Stadler. Er hatte es in der Armee und im Leben weit gebracht. Stadler war Finanzberater bei der Schweizer Großbank „Credit Suisse“. Und er hatte eine berühmte Frau, die Skirennfahrerin Corinne Rey-Bellet, die Mutter seines Kindes. Sie war erneut schwanger, als Gerold Stadler die Sportlerin und deren Bruder tötete – im Hause der Eltern im Walliser Skort Les Crosets. Die Schwiegermutter wurde von fünf Kugeln getroffen. Die tagelange Fahndung hielt das Land in Atem, schließlich wurde Stadler tot in einem Wald gefunden.

Jährlich sterben – Suizide eingeschlossen – in der Schweiz dreihundert Menschen durch Armeewaffen. Ein paar tausend Gewehre und Pistolen, die von den Soldaten zu Hause im Keller oder im Kleiderschrank aufbewahrt werden, sind spurlos verschwunden. Jede Kuh und jedes Auto verfügen in diesem Land über ein amtliches Kennzeichen, aber ein Waffenregister gibt es nicht. Gegen drei Millionen Schusswaffen lagern in Schweizer Haushalten, schätzt die Frauenzeitschrift „Annabelle“, die nach dem Tod von Corinne Rey-Bellet eine Petition „Keine Schusswaffen zu Hause“ lancierte. Die Unterschriften wurden der Regierung in Bern geschickt. Politische Kreise legten noch kurz vor dem Verbrechen an der Bushalte-

In der Schweiz verfügt jede Kuh und jedes Auto über ein amtliches Kennzeichen, aber ein Waffenregister gibt es nicht. Die Sturmgewehre der Eidgenossen sollen nun eingezogen werden.

Von Jürg Altwegg



Wo Uncle Bens Reis und selbstgemachte Marmelade bestens aufgehoben sind, darf das Sturmgewehr nicht fehlen. Etwa drei Millionen Schusswaffen befinden sich in Schweizer Haushalten.

Foto picture alliance

stelle mit der Volksinitiative „Schutz vor Waffengewalt“ nach.

„Wer sich nicht an Verkehrsregeln und Geschwindigkeitsvorschriften hält, kann Tote verursachen“, argumentiert die Parlamentarierin Chantal Galladé: „Bei mir haben sich viele gemeldet, die sagten: Ich wäre zum Mörder geworden, wenn ich eine Waffe im Schrank gehabt hätte.“ Die Abgeordnete Anita Fetz hat in Bern mehrere Motionen eingereicht: „Der Volksmund weiß, dass Gelegenheit Diebe macht. Bei den Waffen macht Gelegenheit Tote.“ Frauen, erzählt Fetz, die von ihren Männern geschlagen wurden, seien oft auch

mit der Militärwaffe bedroht worden. „Waffen gehören ins Zeughaus, nicht ins Schlafzimmer“, fordert die eidgenössische Außenministerin Micheline Calmy-Rey.

Der Angriff der Frauen auf die Waffen der Männer wird auch von konservativen Politikerinnen geführt, denen der Patriotismus bislang wichtiger war als jeglicher Pazifismus. Die Genfer Ärztin und Galeristin Barbara Polla hat ihr liberales Weltbild revidiert: „Bisher galt für uns: Wenn du in Frieden leben willst, musst du den Krieg vorbereiten. Wer das Waffentragen reglementiert, bedroht die Freiheit. Doch inzwischen gehört die Sorge um die Umwelt zum liberalen Credo. Der ökologische Frieden setzt die Abschaffung der Waffen voraus.“ Niemand zweifelt am Ausgang dieses Kulturkampfs der Ge-

gar die Munition nach Hause mitgibt. Das tut kein anderer Staat.“ Die Schweizer haben ihr Sturmgewehr nicht nur im Schrank, sondern auch im Kopf. Die Vorstellung der permanenten Bedrohung wurde zur Identität des Landes, das praktisch seit Menschengedenken von Kriegen verschont blieb. „Dank unserer Wehrebereitschaft!“ Die Volksarmee wurde zur Klammer, die das Land zusammenhält, auch kulturell und sozial: Im Militärdienst trafen die Männer der verschiedenen sprachigen Landesteile wie der unterschiedlichen sozialen Schichten aufeinander. Wer in Banken, in der Wirtschaft und in der Politik Karriere machen wollte, tat dies über seine militärischen Seilschaften und baute auf die Führungsqualitäten, die er im Militärdienst erworben hatte. Auch

in der Schule marschierte man in Viererkolonnen – noch lange nach dem Krieg – und sang das „Sempacherlied“. Das „Schweizerische Soldatenbuch“ wie das „Schweizerische Zivilverteidigungsbuch“ waren in den Haushalten zumindest ebenso stark verbreitet wie die Bibel. „Ehrbar ist, wer wehrbar ist“, steht darin geschrieben. Für die Armeewaffe zu Hause braucht man keinen Waffenschein, aber noch immer gilt: Wer seine Militärdienstplicht ohne Waffe absolvieren will, muss zum Nachweis seiner Ehrenhaftigkeit einen aktuellen Auszug aus dem Strafregister vorweisen.

Dokument des Zerfalls: Peter Greenaway erforscht Leonardos Abendmahl mit den Mitteln des Kinos

UPDATE

Wenn es um Leonardo da Vincis Abendmahl geht, wird ganz Mailand hellhörig. Denn das berühmteste und zugleich fragilste Wandbild des Renaissance-Genies, im Refektorium der Kirche Santa Maria delle Grazie behütet, ist nicht nur der Stolz, sondern auch die Sorge der reichen Industriemetropole der Lombardei. Als nun Peter Greenaway Leonardos verblasendes Abendmahl im Palazzo Reale cineastisch

erforschte, war es keine Überraschung, dass die Crème der Mailänder Gesellschaft sich zur Vernissage einfand und geduldig über eine Stunde für die außergewöhnliche Kinovorführung eines Gemäldes in der Schlange stand.

Greenaway, der sich zuletzt auch mit einem monumentalen Rembrandt-Film der Malerei mit Kinomethoden verschrieben hatte, ließ für seine Performance das originale Refektorium in Umrissen rekonstruieren. An der Stirnwand – mit dem exakt und störend eingeschnittenen Portal in der Mitte – prangt das allbekannte Gemälde: als „Klon“ kopiert. Während das Licht ausgeht und eine minimalistisch-historisierende Streichermusik einsetzt, leuchtet plötzlich im Publikum ein Tisch auf.

Greenaway hat hier in exaktem Maßstab die Tafel des Abendmahls aus weißem Gips nachgestellt, als wäre der Riesentisch mit Tellern und Krügen und Besteck aus dem Bild gesprungen. Urplötzlich beginnt dann das vom Computer animierte Wandbild zu leben: Umrisse der Apostel leuchten auf, überirdisches Licht von hinten macht die Dargestellten zu Silhouetten, von der Seite erhellt, wirkt das Ensemble auf einmal wie eine skulptierte und bemalte Gruppe der deutschen mittelalterlichen Holzschnitzerei. Während einzig die Hände der Abendmahls Teilnehmer aufleuchten, dann wieder alles Essbare und die Gesichter, beginnt das Bild, welches bei allem maroden Zustand endlich seine Tiefenschärfe, seine Plastizi-

tät und Dichte zurückgewonnen hat, zu tanzen. Ganz zum Schluss tropft – rein optisch – auf das Tischstück und bis auf den Grund eine rote Flüssigkeit: „Dies ist mein Blut.“

Auf der gegenüberliegenden Seite des Raums, der mit ruinösen Barockskulpturen ohnehin geisterhaft wirkt, projiziert Greenaway den mikroskopischen Blick auf das Gemälde, das wir alle zu kennen glauben: Die Kamera fährt voyeuristisch auf das zarte Jungengesicht des Johannesapostels zu, dringt in die Poren seiner Haut ein – und die ganze Katastrophe blättrnder Pigmente, losgelöster Farbbrocken, Leerstellen und Korrekturen auf dem Fresko offenbart sich. Wie Sternentaub fliegen die Partikel durch den Bild-

raum, lassen das Gemälde vorausseilend zergehen und bersten und sich im Kosmos auflösen.

Bevor sie sich am Buffet oder in den feinen Restaurants rund um den Dom ihrem eigenen Abendmahl zuwenden, bleiben die Besucher irritiert und bewegt zurück. Was man vor lauter Reproduktion kaum mehr erblickte, ist mit den Mitteln raffinierter Verfremdung wieder zum Kunstwerk, zur religiösen Botschaft und zum unumkehrbaren Akt der Vergänglichkeit geworden. Applaus. Der Katalog der Performance, die nur bis zum 4. Mai zu sehen ist, zeigt das poröse Wandbild im Maßstab eins zu eins auf 160 Seiten ohne jeden Kommentar. Hier spricht ein Bild für sich. DIRK SCHÜMER



Grigoriy Sokolov Foto Charlotte Oswald

Die Kunst wird ausgesperrt

Die klassische Musik ist wohl die universellste Kunstform. Anders als die Literatur muss sie keine Sprachbarrieren überwinden. Ihre Strömungen verbreiten sich scheinbar auch schneller über den Globus als die der bildenden Kunst. Dennoch wird es ihren Protagonisten nicht immer leichtgemacht, nationale Grenzen zu überwinden. Der russische Pianist Grigoriy Sokolov, wohnhaft in Verona, bekam jüngst Post von der britischen Botschaft in Rom. Diese wies ihn darauf hin, dass er für seine Auftritte im Vereinigten Königreich vom kommenden Herbst an eines der neuen biometrischen Visen benötige, und forderte ihn auf, dafür seine Fingerabdrücke abzuliefern. Sokolov, der seit 1990 regelmäßig auch das britische Publikum mit der Kunst seines Klavierspiels begeistert, sagte daraufhin aus Protest die für Mai in London und Glasgow geplanten Konzerte ab. Seine Managerin Angela Sullivan erklärte, für den Pianisten sei dies „sehr belastend“, da er liebend gerne in England und vor allem in Schottland spiele.

Der Sprecher der Glasgow City Hall bedauerte die Absage sehr und erklärte, man habe alles darangesetzt, sie zu verhindern. Durch das neue Gesetz sei das Publikum „seines Rechts beraubt worden, einen der größten Pianisten der Welt zu sehen“, beklagt auch die schottische Tageszeitung „The Herald“. Sokolov selbst bezeichnete die Forderung der britischen Regierung als beleidigend. Tatsächlich ist es eine besondere Ironie der Geschichte, dass Sokolov, dessen Karriere sich zunächst nur in der Sowjetunion abspielen konnte, da ihm die Behörden nur vereinzelt Konzerte im Westen erlaubten, nun, fast zwei Jahrzehnte nach dem Fall des Eisernen Vorhangs, wieder durch bürokratische Reglementierungen eingeschränkt wird. Dies muss den 1950 in Leningrad geborenen Pianisten, der sich nach all den Jahrzehnten des äußerlichen Zwangs von den Zumutungen des Kulturbetriebs zu befreien suchte, besonders hart treffen. Von einem Künstler seines Formats könne man nicht erwarten, dass er seinen Terminplan ändere, um persönlich in einer Botschaft zu erscheinen, empört sich auch Robert Van Leer, Künstlerischer Leiter des „Barbican“ in London.

Sokolows Beispiel könnte Schule machen. Britische Kulturveranstalter befürchten Absagen von Künstlern, die den bürokratischen Aufwand und die Kosten von 99 Pfund (rund 130 Euro) für das Visum scheuen. Wenn die britische Regierung bis zur Einführung der Visabestimmungen keine Ausnahmeregelung schafft, werden sich Auftritte für Orchester oder Ballettkompanien aus Nicht-EU-Staaten noch weniger lohnen. Denkt die Regierung indes um, will Sokolov wenigstens die für Ende des Jahres geplanten Konzerte halten. ANNIKA MÜLLER

